Sehnsucht nach „la petite patrie“

Geschichten und Erlebnisse während der Evakuierung aus der deutsch-französischen Grenzregion 1939–1940

Von Maude Williams*

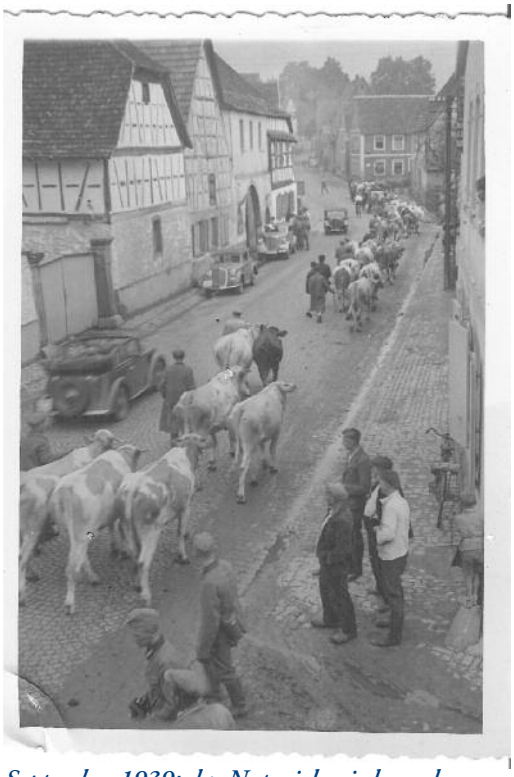
» Noch vor der Kriegserklärung am 3. September 1939 bekamen die Elsässer, Lothringer, Saarländer und Baden den drohenden Konflikt zu spüren. Die Umsiedlung ins Exil, die schwierige Integration in und die Entfernung zu allem, was bekannt und teuer war, haben tausende Evakuierten nachhaltig geprägt, die weit weg von zu Hause Zuflucht gefunden haben. Eine Situation, in der sich spiegelt, was auch die Flüchtlinge heute durchmachen.

Die Evakuierung der deutsch-französischen Grenzregion im September 1939, die lange Zeit von der dramatischen Bevölkerungsbewegung vom Juni 1940 überschattet wurde, war dennoch ein wichtiges Ereignis zu Beginn des Zweiten Weltkriegs. Auf beiden Seiten des Rheins waren mehr als eine Million Menschen betroffen. Die in der Zwischenkriegszeit in Frankreich und Deutschland erfolgten Evakuierungen aus der deutsch-französischen Grenzregion dienten zum einen dem Schutz der in der „roten Zone“, d. h. zwischen der Grenze und den jeweiligen Verteidigungslinien (Siegfriedlinie in Deutschland und Maginot-Linie in Frankreich) lebenden Bevölkerung und zum anderen dazu, das Feld für militärische Manöver in dieser Zone frei zu halten. Was die deutschen und französischen Evakuierten dieses Jahr des Exils durchmachen, war emotional und körperlich schwer zu ertragen, wie die Briefe und Tagebücher von Evakuierten dokumentieren. Die Zeit der Evakuierung prägte die Erinnerungen der Betroffenen, ganzer Familien und Gemeinschaften, auch wenn diese Erfahrung sehr oft von den dramatischen Ereignissen, die folgten, überschattet wurden: die Niederlage und Besetzung auf der französischen Seite, die Bombenanschläge und die zweite Evakuierung 1944/1945 auf beiden Seiten des Rheins.

Ein langer Weg

Ab dem 31. August 1939 begannen die zivilen und militärischen Behörden auf beiden Seiten des Rheins mit der Evakuierung der Grenzbevölkerung. Auf deutscher Seite waren die Startaufträge manchmal widersprüchlich, was zum Teil auf Hitlers Zögern, aber auch auf die Konkurrenz zwischen Vertretern der Partei (NSDAP) und den Verwaltungsbehörden zurückzuführen ist. Am 2. September wurden die deutschen Grenzbewohner ins Exil geschickt. In Frankreich wurde der Evakuierungsbefehl vom Präfekten an die Bürgermeister der betroffenen Gemeinden übermittelt, die ihre Bevölkerung informierten. Für die Evakuierten war die Nachricht ein Schock, auch wenn sie von diesen Maßnahmen zuvor gehört hatten und wussten. Auf beiden Seiten der Grenze waren die Frauen damit beschäftigt, Koffer zu packen, Männer trieben ihre Viehherden zusammen. Familien konnten nur eine begrenzte Anzahl von Taschen mitnehmen. Als dann der Zeitpunkt für den Aufbrauch da war, waren manche Familien nicht vollständig. Léon L., ein 12-jähriger Moselaner, musste mit seiner Mutter ohne seinen Vater seine Heimat verlassen. Er erinnert sich an seine Abreise: „Und dann erinnere ich mich, dass mir meine

* Maude Williams ist Professorin und Forscherin an der Universität des Saarlandes. Nachdem sie sich in ihrer Dissertation der Evakuierung der deutsch-französischen Grenzregion (1939/40) verschrieben hat, beschäftigt sie sich derzeit mit dem Transfer populärer Musik in den 1960er-Jahren nach Westeuropa.



© Archives Klaus Backes

September 1939: das Nutzvieh wird vor der Evakuierung zusammengetrieben.

Mutter einen kleinen Rucksack gab, in den sie zuvor ein paar Kleidungsstücke gesteckt hatte und alles, was sie an Schmuck hatte. Wir waren sehr gedrückter Stimmung. Wir wussten, dass zugleich die meisten Männer ihren Mobilisierungsbefehl erhielten und zur Armee mussten. Und wir wussten nicht, wo mein Vater war. Wir trafen ihn erst wieder, als wir in Villebourg la Vallette waren."

Wie von diesem Zeitzeugen beschrieben, verloren sich Familien und Freunde bei der Abreise oder während des Evakuierungsprozesses oft aus den Augen. Diese Trennungen waren für die Betroffenen, die sich bereits um ihren zurückgelassenen Besitz Sorgen machten, sehr schwierig. Darüber hinaus ist die Reise, die manchmal bis zu zwei Wochen dauern konnte, sehr anstrengend, da sie hauptsächlich in Viehwaggons durchgeführt wurde, wo es an Privatsphäre, Schlaf und Hygiene mangelt.

Die Evakuierten, die in den Gastgeberstädten und Dörfern ankamen, wurden in sehr unterschiedlichen Unterkünften untergebracht. Einige wurden in Privathäusern aufgenommen, andere bekamen eine Wohnung, und es gab auch solche, die sich zunächst mit einer Turnhalle zufrieden geben mussten. Für viele sind die Aufenthaltsbedingungen schwierig. Dennoch wird sich die materielle Situation der Evakuierten im Laufe der Monate Stück um Stück verbessern, dank der Regierungen, aber auch dank der Wohltätigkeitsorganisationen, die sich darum kümmerten, sie mit den notwendigen Hilfsgütern zu versorgen.

Sprachbarrieren erschweren Integration

Auch wenn sich die materielle Situation der Evakuierten verbessert, ist ihre Integration in die Aufnahmegebiete, insbesondere in Frankreich, nicht einfach. Tatsächlich sprechen die im Südwesten ankommenden Elsässer und Lothringer, vor allem die älteren, entweder ihren elsässischen Dialekt oder Deutsch. 44 % von ihnen sprechen nicht einmal Französisch. Diese Sprachbarriere wird zum großen Hindernis für ihre Integration, denn über die tägliche Kommunikation hinaus werden diese Sprachen von den Menschen im Südwesten, die diese Sprachen mit dem Deutschen und damit mit dem Feind identifizieren, nicht gut aufgenommen. Marthe P., eine Evakuierte aus Lothringen, erinnert sich während eines Interviews: „Die Leute waren meist gut zu uns, aber nicht alle. Es hat immer auch Reibungen gegeben. Einige sagten, wir seien Deutsche, wenn wir unseren Dialekt sprachen. Der hörte sich ein wenig wie Deutsch an. Sie beschimpften uns und sagten, Ihr seid Deutsche." Die Bevölkerung misstraut den umgesiedelten Neuankömmlingen und wirft ihnen vor defätistische und prodeutsche Aussagen zu machen.

Ein weiterer großer kultureller Unterschied ist die Religion. Die Elsässer und Lothringer waren überwiegend sehr fromme Katholiken und Protestanten und kamen in einer sehr säkularen, ja antiklerikalen Region an. Der Mangel an Priestern,

vor allem an Priestern, die Deutsch sprechen, trifft die Ankommenden zutiefst: Sie können nicht wie zu Hause ihre Messen und Gottesdienste feiern.

In Deutschland scheint die Integration einfacher zu sein, zumal die Sprachprobleme nicht so gravierend waren. Zwar unterscheiden sich auch hier die Dialekte, aber das hat wenig Einfluss auf die gegenseitige Verständigung. Allerdings sind die menschlichen Beziehungen alles andere als einfach. Die Saarländer wurden oft als „Franzosenköpfe" oder „Saarfranzosen" bezeichnet, da die Saarregion 1935 an das Reich angeschlossen worden war. Darüber hinaus entstanden Meinungsverschiedenheiten durch die Religion. Evakuierte Katholiken lebten oft in derselben Gemeinde oder sogar im gleichen Haus mit Protestanten zusammen, und mussten sogar deren Gottesdienste besuchen, weil es keine Priester gibt, was zu vielen Spannungen zwischen Evakuierten und der aufnehmenden Bevölkerung führte.

Heimat und Heimweh

Vor allem Elsässer, Lorrainer, Sarrois und Badois hatten Heimweh. Das drückt sich in Briefen, Tagebüchern, aber auch in den Gedichten und Liedern der Evakuierten aus, wie in diesem lothringischen Gedicht „Das Lied des Flüchtlings": „Unsere Herzen sind verwundet / Und unsere Augen tief betrübt / Getrennt von unseren Lieben/ Wir haben keine Heimat mehr."

Das Gefühl, nicht willkommen zu sein, das Unbehagen in der neuen Heimat und vor allem die Angst um ihren Besitz zuhause, die Ungewissheit, was in der Grenzregion passiert, verstärken die Sehnsucht nach der ursprünglichen Heimat, und das Heimweh. Es gibt viele Probleme und Sorgen, welche die für Evakuierten belasten: „Was könnte in der Zwischenzeit an der deutsch-französischen Grenze passiert sein? Steht unser Haus noch, da unser Dorf nur zwei Kilometer von der deutsch-französischen Grenze entfernt ist?"

In ihrer Abwesenheit wurden die zurück gelassenen Häuser von den dort eingesetzten Truppen durchsucht und geplündert. In Frankreich und Deutschland kursieren Gerüchte über Plünderungen, welche die Ängste und Sorgen der Evakuierten erhöhen. Trauer und Angst werden von der Hoffnung auf eine baldige Rückkehr begleitet. So heißt es in einem Brief eines lothringischen Flüchtlings in der Gironde: „Ich hätte nie gedacht, dass ich sogar den Herbst in der Gironde verbringen würde. Und das war's, ich bin Ende 40 und musste das alles durchmachen. Ich werde wahrscheinlich für den Rest meines Lebens in jedem Herbst daran denken. Ich hoffe, die Rückkehr ist bald, die Rückkehr zu meinen Kohl-köpfen, meinen Zwiebeln und Karotten. Ah, ich vermisse sie oft!"

Die Sehnsucht nach der Heimat und Heimweh sind untrennbar mit dieser Hoffnung auf Rückkehr verbunden. Vor allem an Geburtstagen, religiösen Feiertagen und vor allem zu Weihnachten ist die Nostalgie am größten. Eine Saarländerin, zum Zeitpunkt der Evakuierung ein Kind, erinnert sich an diesen schmerzhaften Moment: „Zu Weihnachten waren die saarländischen Familien zu einem Weihnachtsfest eingeladen.(...) Wir, die Kinder, erhielten einen Beutel mit Süßigkeiten. Plötzlich kam mir die Idee, ein Gedicht aufzusagen. Ich (...) stellte mich in die erste Reihe und begann: Zu Hause, im Saarland. An den Ufern der Saar, das ist mein Ursprung, (...)Eigentlich wollte ich den Anwesenden gefallen, aber sie begannen zu weinen, besonders die Älteren."

Die Isolation führt auch zu einem stärkeren regionalen Zugehörigkeitsgefühl, nach der Heimat, der „petite patrie". Um das Heimweh zu bekämpfen, versuchen die Evakuierten in Frankreich wie in Deutschland, Gemeinschaft zu bilden. Sie treffen sich in Kirchen, Cafés und Restaurants, tauschen Erinnerungen und Sorgen aus und stärken ihre Verbindungen.

Auch heute noch ist die Evakuierung unter den Bewohnern der deutsch-französischen Grenze ein bedeutendes Ereignis der Regionalgeschichte, das allerdings zumeist im privaten kollektiven Gedächtnis verankert ist, und in vielen an der Grenze lebenden Familien immer noch sehr präsent ist.